Wenn Fliegen für den Frieden fliegen

Esther Hasler wollte ein lebensfrohes Stück auf die Bühne bringen – eins für den Frieden. Im Interview spricht die Kabarettistin darüber, wie eine lästige Fliege in ihrem Programm gelandet ist und was sie am Röstigraben schätzt.

Interview: Simone K. Rohner

Die Kabarettistin Esther Hasler steht mit ihren Soloprogrammen seit 20 Jahren auf der Bühne. Lampenfieber hat sie trotzdem noch.

Bild: zvg/Joel Schweizer

Esther Hasler, in wenigen Sätzen: Worum geht es in ihrem neuen Stück?
Esther Hasler: Es geht um Freiheit, um tierisch menschliche Geschichten und ums Fliegen für den Frieden.

Deshalb der Titel «Sieben auf einen Streich»?
Es ist mein siebtes Soloprogramm. Sieben ist meine Glückszahl. Für meine Stücke versuche ich jeweils herauszuspüren, was es im Moment gerade braucht.

Was braucht es denn gerade?
Ich finde, die Welt braucht im Moment Glück und Frieden. Es läuft in der Welt momentan so viel, was viele Menschen aus dem Lot bringt. Auch ich muss immer wieder in mich hineinhorchen, damit ich handeln kann und mich nicht hilflos fühle. Uns Menschen macht ja aus, dass wir uns ausdrücken können, mit Musik, mit Sprache oder Kunst. Für mich ist es sehr beglückend, wenn Leute nach einem Abend zu mir kommen und sagen, wie lebendig sie sich danach fühlen.

Welche Geschichte steckt hinter dem Stück?
Für jedes Stück erarbeite ich neue Figuren – für das neueste ist es eine Fliege, la mouche. Sie ist bilingue. Eine Fliege, die auf meinem Klavier landet und mich bei der Probe piesackt. Das ist wirklich so passiert. Diese Fliege spiele ich im Stück auch an einer Stelle.

Wie kann man sich den Prozess hinter dem Stück vorstellen?
Ich wusste, dass ich ein Stück über den Frieden machen möchte. Zuerst hatte ich fertige Chansons sowie Musik- und Textfragmente. Dann habe ich mich mit dem Regisseur Didi Sommer zusammengetan und mit ihm eine Form gesucht. Ich vertone die Lieder oft vier- oder fünfmal, bis ich die richtige Version gefunden habe. Dazwischen brauche ich Pausen, um alles ruhen zu lassen. Das ist ein bewusster Prozess, ich arbeite darum auch immer mit einem Regisseur zusammen für den Blick von aussen.

Woher kommt die Inspiration dafür?
Sie kommt von verschiedenen Orten aus dem Leben: aus dem Alltag, von den Menschen, denen ich begegne, und gesellschaftlichen Themen, die mich beschäftigen. Manchmal auch aus meinen Träumen. Neue Techniken zu erlernen, inspiriert mich auch.

Was haben Sie zuletzt Neues gelernt?
Einerseits habe ich mich künstlerisch weitergebildet, ich habe für dieses Stück an neuen stimmlichen Farben gearbeitet und an neuer Klaviermusik. Und zum ersten Mal arbeite ich mit einer Handpuppe. Die Spieltechnik muss stimmen, damit die Puppe lebendig wird und nicht einfach ein bewegtes Stück Stoff bleibt.

> «Ich habe meine Bilderbücher ‹vertont›, bevor ich lesen konnte.»

Im Stück spielt auch der Röstigraben eine Rolle.
In allen meinen Programmen ist das erste Chanson immer französisch. Ich weiss gar nicht genau warum. Die Sprache macht mir irgendwie die Türe auf und inspiriert mich. Aber ich möchte mit meiner Arbeit auch etwas zur Sprachenvielfalt der Schweiz beitragen. Ich finde es wunderbar, in Regionen an Sprachgrenzen aufzutreten. Das ist immer besonders. An diesen Orten liest das Publikum stärker zwischen den Zeilen.

Seit 20 Jahren stehen Sie mit Ihren Soloprogrammen auf der Bühne. Erzählen Sie von einem persönlichen Höhepunkt aus Ihrer Karriere.
Da gibt es so viele … Aber einmal kam ein elfjähriger Junge auf mich zu und sagte, er spiele auch Klavier und wolle später einmal solche Lieder schreiben.

Haben Sie noch Lampenfieber vor den Auftritten?
Ganz schlimm, jedes Mal! Das muss sein. Wenn das Lampenfieber kommt, ist das ein guter Moment. Dann mache ich Körper- und Stimmübungen, die mich erden. Das führt zu einer grossen Präsenz.

Welcher war ihr schwierigster Auftritt in den 20 Jahren?
Das war unglaublich … Einmal habe ich während eines Chansons gemerkt, dass mich eine Person, die zuvorderst sass, mit dem Handy filmte und es wieder abspielte. Ich habe mich selbst gehört, während des Lieds. Ich war mitten in einem poetischen Song und musste die Person ignorieren, um die anderen nicht herauszureissen. Das war eine Herausforderung.

Das ist schon sehr respektlos.
Und zum Glück sehr selten. Es gibt ein paar wenige Menschen im Publikum, die nicht wahrnehmen, wo eine Bühne anfängt. Sie vergessen, dass sie nicht zu Hause auf dem Sofa sitzen.

Wie hat sich das Publikum über die Jahre verändert?
Die Corona-Zeit war eine Zäsur. Die ältere Generation, die zuvor stark vertreten war in Kleintheatern und diese unterstützt hat, hat seither abgenommen. Gleichzeitig ist es eine Herausforderung, die Jungen ins Theater zu holen – nicht nur zu Sporen-Word-Abenden, sondern auch zu anderen Formaten.

Was war zuerst da bei Ihnen: die Musik oder der Humor?
Ich hatte das Glück, in eine Humor liebende Familie geboren worden zu sein. Musik wurde mir in die Wiege gelegt. Das hatte schon eine Hebamme kurz nach meiner Geburt bemerkt.

Wie das?
Mir wurde erzählt, sie habe gesagt, dass ich zugehört und stark auf Musik reagiert habe. Wir hatten zuhause auch ein Klavier. Darauf habe ich geklimpert, sobald ich die Tasten berühren konnte. Ich habe meine Bilderbücher «vertont», bevor ich lesen konnte. Aber erst als niemand mehr fragte, ob ich Unterricht nehmen wollte, habe ich den Wunsch nach Klavierstunden geäussert.

Info: Esther Hasler, «7 auf einen Streich!» heute, 20 Uhr im Kreuz Nidau.